

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1986-1987)
Heft: 19

Artikel: Frauen als Importartikel
Autor: Hadorn, Madeleine / Malach, Viera
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054330>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

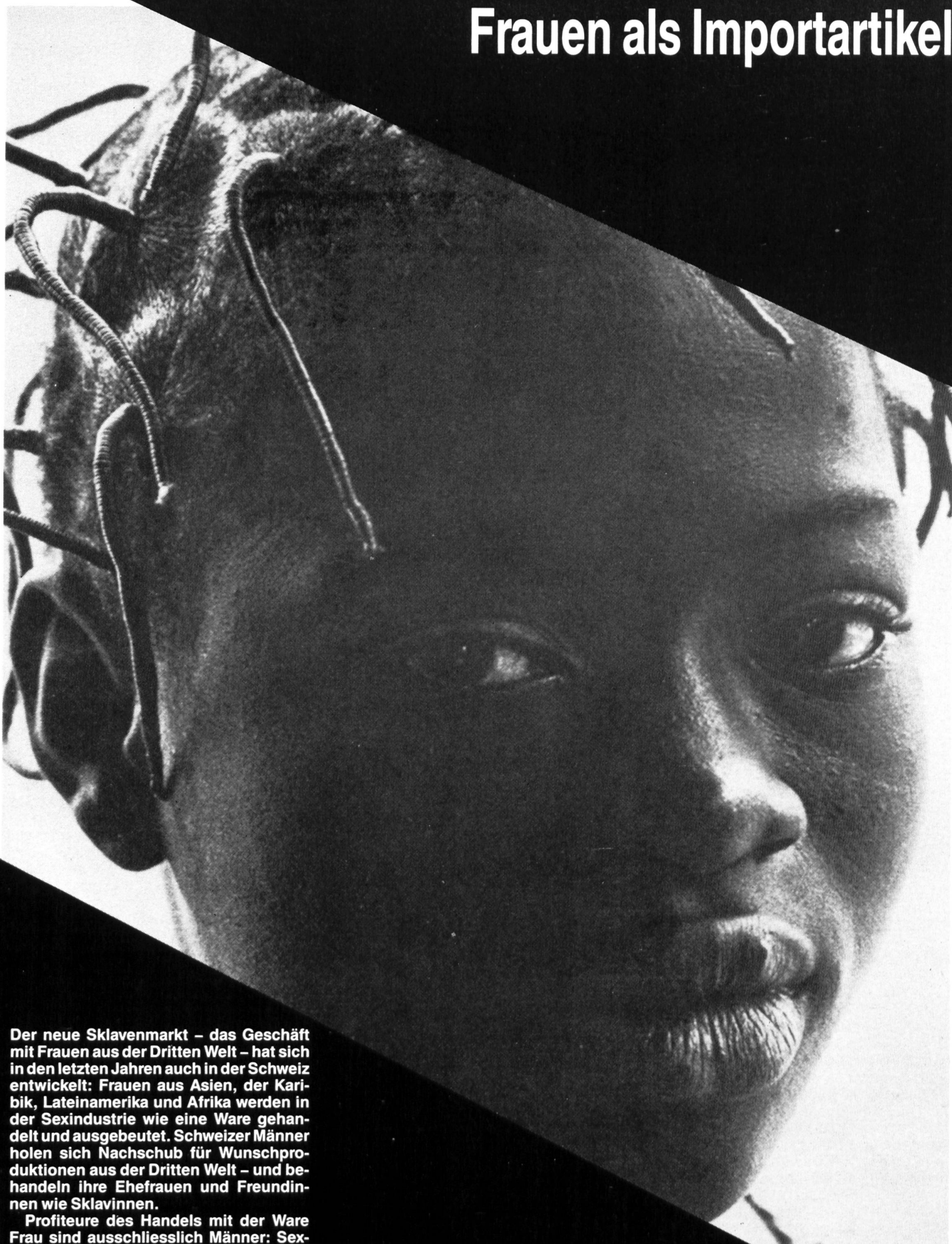
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Frauen als Importartikel



Der neue Sklavenmarkt – das Geschäft mit Frauen aus der Dritten Welt – hat sich in den letzten Jahren auch in der Schweiz entwickelt: Frauen aus Asien, der Karibik, Lateinamerika und Afrika werden in der Sexindustrie wie eine Ware gehandelt und ausgebeutet. Schweizer Männer holen sich Nachschub für Wunschproduktionen aus der Dritten Welt – und behandeln ihre Ehefrauen und Freundinnen wie Sklavinnen.

Profiteure des Handels mit der Ware Frau sind ausschliesslich Männer: Sex-touristen, Zuhälter, Agenten, Heiratsvermittler, Freier und Nightclub-Besitzer.

Zum Beispiel Linh

«Schweizer Männer reissen Frauen der Dritten Welt aus ihrem Kulturkreis heraus, versprechen ihnen Liebe – und behandeln sie dann wie eine Ware», sagt Linh aus Thailand heute. Ihren Mann hat sie vor acht Jahren in Thailand kennengelernt; in ihrem Heimatdorf, wo sie als Schneiderin gearbeitet hatte. Zurück in der Schweiz, schrieb er ihr Briefe – Briefe, die ein Freund für ihn verfasste, wie sie später erfuhr. «Darin schrieb er, er liebe mich und wolle mich heiraten». Linh sammelte Geld für ein Ticket, flog nach Frankfurt. Am fremden Flughafen blieb sie allein. Aus Angst nahm sie ein Taxi bis nach Bern. Dort brachte sie ihr Mann in der Wohnung eines Freundes unter. Tagedlang blieb sie allein, isoliert, ohne jeden Kontakt. Dennoch heirateten sie kurz nach Linhs Ankunft.

Über ihre (kurze) Ehe sagt sie nur: «Mein Mann ging immer mit seinen Freunden und anderen Frauen weg, liess mich allein und verstand nicht, dass er mich damit verletzte». Später schlug er sie, brach ihr dabei einen Finger. Als er ein Jahr später die Scheidung verlangte – «um eine Schweizerin zu heiraten, die freizügiger ist» – wehrte sich Linh dagegen: «Meine Familie würde eine Scheidung nie akzeptieren – wenn du einen Mann liebst, bleibst du ein Leben lang bei ihm», sagt sie. Sie wehrte sich allerdings erfolglos: 1985 wurde die Ehe geschieden. «Das Scheitern der Ehe», schrieb der Rechtsanwalt ihres Mannes in seiner Argumentation, «lag daran, dass sich die Ehefrau in unserem Land nicht integrieren konnte».

Heute arbeitet Linh als Putzfrau in einem Spital, neun Stunden pro Tag für knapp 2'000 Franken im Monat. Noch immer kämpft sie mit ihrem Anwalt darum, den Namen ihres Mannes behalten zu können – damit ihre Familie in Thailand nichts von der Scheidung erfährt. Zurück kann und will sie nicht: «Die Schande wäre zu gross – meine Mutter glaubt, ich wäre reich und glücklich verheiratet». Wenn Linh ihre Verwandten in Thailand besucht, lässt sie regelmässig Geld zurück.

Frauen auf der Flucht vor Armut

Armut bringt Frauen in Thailand und in der Dritten Welt generell in eine existentielle Notlage. In ihren Herkunftsländern (Asien, Afrika, Südamerika) sind sie für ihre Familien verantwortlich. Die Landwirtschaft ist denn auch eine Domäne der Frau: 70 Prozent der Frauen arbeiten, so stellte die Weltfrauen-Konferenz in Nairobi im Sommer 1985 fest, weltweit in der Landwirtschaft. Gleichzeitig verhärten sich allerdings die Bedingungen in der Landwirtschaft enorm: Neue Agrartechniken fördern den Grossgrundbesitz, Frauen verlieren wegen Landreformen ihre Nutzungsrechte.

Nur ein Zehntel des Bodens und nur ein Prozent des Weltvermögens gehören, so dokumentiert die Konferenz in Nairobi, den

Frauen. Aus- und Weiterbildungsprogramme sind nahezu ausschliesslich auf Männer konzentriert. Damit wird der traditionelle Status der Frau als Bäuerin immer schwächer. Gleichzeitig bleibt allerdings der traditionelle Anspruch an die Frau als Ernährerin der ganzen Familie.

Flucht in die Erste Welt

Dass den Frauen der Dritten Welt nur wenige Möglichkeiten bleiben, machte die Entwicklungspolitikerin Regula Renschler an einer Tagung zum Thema «Neuer Sklavenmarkt» in Gwatt (BE) im März 1986 deutlich: Die Armut – oder der praktisch einzige Fluchtweg in die Erste Welt: durch Heiratsvermittlung oder Prostitution. «Wo kein 'soziales Netz' besteht oder wo dieses zerstört worden ist», schreibt das deutsche Zentrum für Entwicklungsbezogene Bildung (ZEB) in seiner Dokumentation «Tourismus, Prostitution, Entwicklung» vom März 1983 dazu, «wo keine Arbeit in neu entstandenen Zweigen der Volkswirtschaft bereitgestellt wird, entsteht Prostitution als Betätigung, um das nackte Überleben zu sichern».

Ausbeutbares Potential

Zwar versuchen die Frauen auf ihrer Flucht aus der Armut auch einen anderen Weg – als Industriearbeiterinnen oder Verkäuferinnen in der Stadt. Auf dem Arbeitsmarkt stellen sie allerdings lediglich eine industrielle «Reservearmee» dar: Wegen schlechter (oder gar keiner) Ausbildung sind die Löhne sehr tief angesetzt. Gleichzeitig leben die Frauen in der Stadt ohne soziales Netz und isoliert – für Zuhälter und Geschäftsherren ein ausbeutbares Potential. Die tiefen Löhne – zum Vergleich: eine Verkäuferin in Bangkok verdient im Monat soviel wie eine Prostituierte in einer Nacht – machen die Prostitution oft zur einzigen Alternative.

Prostitution, Sextourismus und damit die Vermarktung der Frauen aus der Dritten Welt als Ware haben in Thailand während des Vietnamkriegs von 1964 bis 1975 mit sogenannten «Rest & Recreation» Zonen für die kämpfenden Truppen begonnen. Ausser den in Thailand stationierten US-amerikanischen Truppen wurden auch G.I.'s zur kurzfristigen «Erholung» eingeflogen, die in anderen Ländern stationiert waren. Mit jährlich bis zu 700'000 erholungsbedürftigen Soldaten errichteten die Strategen des Kriegsgeschäfts eine Prostitutions-Infrastruktur, «die in der Welt ihresgleichen sucht» (Heinz G. Schmidt in «Der neue Sklavenmarkt»). Allein im Nordosten Thailands, im ärmsten Teil des Landes, liessen die Amerikaner 36 «Erholungs»-Zentren anlegen. Nach dem Abzug der Amerikaner 1975 blieb diese Infrastruktur zurück – und mit ihr Tausende von Thais, die zu den Ärmsten ihres Landes gehört hatten und beim Geschäft mit den Yankees erstmals zu Geld gekommen waren. Die Lücke, die die US-Soldaten hinterlassen hatten, wurde nahezu fliessend gefüllt: Mit Massentourismus. Bankok und das ehemalige Fischerdorf Pattaya sind die Hauptzentren der (Sex-)Tourismus-Industrie in Thailand.

Profit für die Erste Welt

Heute arbeiten 700'000 Frauen – und damit 29 Prozent aller Theiländerinnen zwischen 25 und 40 Jahren – im Sex-Business: in Badehäusern, Bars, Bordellen, Massage-Salons und Disco-Restaurants. Zwar ist Prostitution in Thailand offiziell verboten. Inoffiziell fördert die Regierung jedoch die Prostitution – denn sie ist eine der wichtigsten Devisenquellen der thailändischen Wirtschaft. Sieben Millionen US-Dollars, so dokumentierte Regula Renschler an der Tagung in Gwatt, werden mit dem Geschäft Prostitution jährlich umgesetzt.

Trotzdem: Der Profit aus dem Geschäft mit dem «Rohstoff Frauenkörper» fliesst grösstenteils in die Industrieländer der Ersten Welt zurück. Die Prostituierten selbst haben den geringsten Anteil am Gewinn. Als Beispiel: Von 70 US-Dollars, die ein Tourist für eine Nacht mit einer «hostess» hinblättert, gehen 34 an die ausländischen Reiseunternehmen, drei an den Fahrer, der die Frau ins Hotel fährt, 15 an das Hotel und zehn Dollar an den Clubbesitzer, der die Frau vermittelt. Die Frauen erhalten davon nur gerade acht Dollar.

Die hohen Gewinne aus dem Geschäft mit der Ware Frau bewirken ein extremes Abhängigkeitsverhältnis zwischen den Prostituierten und ihren Profiteuren. Dabei ist oft jedes Mittel recht, um möglichst viel Geld aus den Frauen herauszupressen. Viele Frauen werden in Bordellen gefangen gehalten, geschlagen und mit Drogen vollgepumpt. Auf einer Insel sind beispielsweise fünf Prostituierte bei einem Brand erstickt, der das ganze Bordellviertel in Flammen aufgehen liess – weil die Frauen in ihrem Zimmer eingeschlossen und an ihre Betten angekettet waren.

Werbung für Sextourismus

Davon sprechen die ausländischen Reisebüros in ihren farbigen Werbeprospekten für Fernost-Reisen allerdings nicht. Im Geschäft mit Sex-Tourismus mischen auch Schweizer Reisebüros kräftig mit. Denn: 87 Prozent aller Thailand-Touristen sind männlich. Darauf nimmt beispielsweise das renommierte Reiseunternehmen Kuoni Rücksicht und wirbt für Bangkoks stadtbekanntes Puffhotel «Manhattan» so: «Ein Mittelklasshotel mit überaus freundlicher Ambiance. Dank seiner Lage eignet es sich vorzüglich sowohl für junge und ältere Gäste wie auch für Junggesellen». Und ein paar Seiten weiter im Prospekt preist Kuoni das «Bayview Plaza» in Manila an: «Freizügig geführtes Haus der Mittelklasse an idealer Lage».

Während das Migros-Reisebüro Hotelplan auf der Insel Mauritius im Indischen Ozean in der Bungalow-Siedlung «Veranda» Strandferien «nach kreolischer Art für unternehmungslustige Gäste, die gerne unabhängig bleiben möchten» offeriert, kommt Kuoni in seinem Spezialprospekt «Ferne Kontinente» unter dem Kapitel «Südsee und Weltreisen» gleich zur Sache: Unter das Bild von jungen Frauen auf Tahiti schreibt das Reisebüro in der Legende: «So

schön wie die Insel sind auch die Mädchen, die Sie nicht nur am Strand (...) bewundern können». Und selbst alternative Reiseführer wie «Südostasien selbst entdecken» (Treichler/Möbius) schwärmen von den «leichtgeschürzten Mädchen in Bangkoks Nightclubs». Dabei vergessen sie selbstbewusst auch die «karitative» Seite nicht: «Es schadet nicht, wenn die Mädchen auch mal Männer kennenlernen, die zu Hause mit ihren Frauen offen umgehen».

«Nett, liebenswürdig und treu»

Gleichzeitig mit dem Geschäft Sextourismus floriert auch der Heiratsvermittlungsmarkt. Seit etwa 1972 sind europäische Institute in Sachen Brautschau aktiv. Einer der erfolgreichsten Frauenhändler sitzt in der Schweiz: Auf farbigem Hochglanzpapier bietet Simon Amstad aus Winterthur in seinem «Partner Journal» ganze Serien von Frauen aus der Dritten Welt an. Dabei hat er sich auf philippinische Frauen spezialisiert. Die Gründe dafür liefert er gleich selbst: «Nirgends ist es so leicht, eine nette, liebenswerte und treue Partnerin zu finden wie auf den Philippinen», heisst es im Prospekt. In ihrer Werbung versprechen die Agenturen frustrierten westlichen Männern, sich ihr altes Selbstwertgefühl «zurückheiraten» zu können. Oder wie es die deutsche Autorin Ilse Lenz formulierte: «Das patriarchalische Selbstbewusstsein, das durch zwischenmenschliche Krisen und die Frauenbewegung angekratzt wurde, holt sich Nachschub für Wunschproduktionen aus der Dritten Welt».

Wunschvorstellungen von (Schweizer) Männern werden in den Werbetexten der Vermittlungsagenturen klar angesprochen: «Was Treue, Liebe und Zärtlichkeit anbelangt, können die meisten europäischen Frauen noch sehr viel lernen», heisst es in einem Prospekt. Dass Männerwünsche auch in Erfüllung gehen, meinte zumindest das deutsche Boulevard-Blatt «Bild» in seiner Serie «Ich hab mir eine Frau gekauft» von 1983 zu wissen. Darin sah ein deutscher Mann den «ganzen Unterschied zwischen einer Thai-Frau und einer Europäerin: Die eine bemüht sich dauernd um dich, die andere widerspricht doch nur».

Für «seriöse Girls» aus den Philippinen wirbt auch der Berner Architekt Heinz Stähli mit seinem World Friendship Introduction of Euracub. Gleichzeitig macht er im Inserat kleingedruckt darauf aufmerksam, dass es sich dabei nicht um Heiratsvermittlung handle. Mit gutem Grund: Würde er ausdrücklich die Vermittlung von Ehen anpreisen, wäre sein «Euracub» – zumindest im Kanton Bern – bewilligungspflichtig.

Isoliert und entfremdet

Die Ehen zwischen (Schweizer) Männern und Frauen aus der Dritten Welt sind allerdings oft lediglich Scheinehen. Die Berner Sicherheits- und Kriminalpolizei nennt sogar einen Fall, wonach eine Agentur Männer dafür bezahlt, dass sie eine Frau aus der Dritten Welt heiraten. Aus der Scheinehe führt der Weg oft direkt in die Prostitution. Denn: Ausländerinnen können in der Schweiz erst dann einen Massage-Salon eröffnen, wenn sie auch einen Schweizer Pass haben. In Bern arbeiten gegenwärtig rund 14 Frauen aus der Dritten Welt in Mas-

sage-Salons. Insgesamt sind heute 40 Frauen als Prostituierte registriert. Die Tendenz ist, so die Berner Sittenpolizei, «stark steigend». Allein im ersten Halbjahr 1986 sind zu den bisher registrierten 30 zehn weitere Frauen aus der Dritten Welt dazugekommen. Die meisten Prostituierten in Massage-Salons leben völlig isoliert, sprechen weder Deutsch noch Englisch. Die Isolation der Frauen sprach eine thailändische Wissenschaftlerin 1983 vor dem Weltkirchenrat an: «Das ernsthafteste Problem ist der Verlust von Identität und die Entfremdung. Herausgerissen aus ihrem sozialen Umfeld sind die Frauen unfähig, sich in ihrer neuen Umgebung einzufügen».

Das Geschäft mit «Gogo-Girls»

Nebst Prostitution und Heiratsmarkt gibt es für die Frauen aus der Dritten Welt einen dritten Weg auf der Flucht vor der Armut: Als Tänzerinnen und Gogo-Girls werden sie in der Vergnügungsindustrie angeheuert und dabei schamlos ausgebeutet. Zwar schliesst die Tänzerin mit einem Agenten oder Nachtclubbesitzer einen Vertrag ab. Doch die Verträge sind einseitig und nicht zwischen zwei ebenbürtigen und freien Partnern abgeschlossen. In den Verträgen versprechen die Geschäftsherren den Frauen oft «gute Arbeit». Verschwiegen wird jedoch meist, so erklärte die Entwicklungspolitikerin Regula Renschler, dass sie sich ausziehen oder zum Trinkkonsum animieren müssen. 446 Frauen aus der Dritten Welt, so dokumentiert (FIZ) in Zürich, arbeiteten im August 1985 in der ganzen Schweiz als Tänzerinnen. 118 stammen aus der Dominikanischen Republik, 121 aus Brasilien, 59 aus Thailand, 62 aus den Philippinen, Jamaica, Marokko und Haiti.

Zum Beispiel Sue

Seit ein paar Monaten ist Sue Strip-Tänzerin im «gediegenen, intimen» (Werbetext) Chikito Club in Bern. Sie hat der «Künstler- und Orchester-Vermittlungs-Agentur» Behrensagency AG in Zürich ein Bild geschickt und darauf einen Vertrag erhalten. Den Flug in die Schweiz hat sie selbst berappt. Die Behrensagency kassiert nach wie vor 125 Franken pro Monat Vermittlungsgebühr. Das meiste Geld verdient Sue allerdings nicht als Tänzerin – 150 Franken für einen Auftritt pro Abend –, sondern mit Animation. Am Preis von 100 Franken pro halbe Flasche Champagner ist sie zu zehn Prozent beteiligt. Allein damit verdient sie bis zu 3000 Franken im Monat, den grossen Rest steckt der Chikito Club ein. Sue muss animieren, obwohl sie Alkohol schlecht erträgt und meist heimlich wegschüttet. Was mit der Animation für Champagner verbunden ist, darüber sagt Sue nichts und doch alles: «Das ist Privatsache». Sue will noch dieses Jahr mit ihrem Job aufhören und heiraten – «natürlich einen Schweizer, jemand anderer käme nicht in Frage».

Von Animation steht in den Arbeitsverträgen mit den Tänzerinnen kein Wort. Die Fremdenpolizei der Stadt Bern beispielsweise, die alle Verträge kontrolliert, bekommt nur Vereinbarungen über die Arbeitsbedingungen der Auftritte zu sehen. Trotzdem, so will Fremdenpolizei-Chef Peter Allemann wissen, ist die Animation ein «offenes Ge-

heimnis». Kein Wunder: Die Nachtclub-Besitzer ziehen daraus Riesengewinne. Zwar ist Animation beispielsweise im seit 1983 gültigen bernischen Gastgewerbegesetz nicht mehr – wie heute noch in Zürich – ausdrücklich verboten. Eingreifen wollen die Behörden allerdings ohnehin nicht: «Wir können nur etwas tun, wenn sich eine Frau bei uns beklagt», sagt Allemann. Die Frauen selbst schweigen jedoch – aus Angst, ihre Stelle zu verlieren.

Gastarbeiterinnen der untersten Stufe

Tänzerinnen sind oft temporär arbeitslos: Ihr Vertrag mit einem Nachtclub läuft in der Regel nach einem Monat ab, damit die Gäste «Abwechslung im Angebot» geniessen können. Die Arbeitserlaubnis kann bis auf acht Monate verlängert werden. Als «Artistinnen» bekommen sie eine Arbeits- und Aufenthaltsbewilligung ausserhalb des Fremdarbeiterkontingents. Damit sind sie in der Schweiz Gastarbeiterinnen der untersten Stufe. Um den Frauenhandel einzudämmen, haben die Bundesbehörden 1983 die gesetzlichen Bestimmungen verschärft: Seitdem gelten Tänzerinnen nur dann als «Artistinnen», wenn sie eine Ausbildung nachweisen können. Die Folge: Nach ihrer Einreise müssen die Frauen zusätzlich einen teuren Tanzkurs berappen. Um Kontrollen der Behörden zu entkommen oder eine Ausweisung wegen Arbeitslosigkeit zu verhindern, sind die Frauen vermehrt dazu gezwungen, zu heiraten. Auch hier wird kassiert: 5'000 bis 30'000 Franken bezahlen sie für einen Schweizer Pass. Im Sex-Business werden die Frauen bestraft – Zuhälter, Agenturen und Nachtclub-Besitzer, so der Berner Polizeiadjunkt Armin Amherd, sind «mangels Beweisen kaum fassbar». Die Berner Sittenpolizei hatte in ihrer Statistik 1985 denn auch nur gerade einen Fall von Zuhälterei registriert.

Zum Beispiel Pat

Pat aus Kamerun sitzt an einem Tisch in der schummrigen «anita's bar» im renommierten Berner Nightclub «Mocambo». Zwischen ihren knapp fünf Minuten langen Auftritten – Strip zum dröhnenden Disco-Sound – muss sie auf potentielle Freier warten, die Champagner-Flaschen bezahlen. Pro Abend trinkt Pat fünf bis zehn Flaschen Champagner, hat davon dauernd Kopfschmerzen und einen kaputten Magen. Mit einem Quirl treibt sie die Kohlensäure im langstieligen Glas nach oben, «damit es mir weniger in den Kopf steigt». Nach Arbeitschluss um vier Uhr früh darf sie der Mann «heimbegleiten», falls er weitere 400 Franken hinblättert. Pat arbeitet mit einem Agenten zusammen und unterstützt ihre zwölf Geschwister zuhause regelmässig. Sie bezeichnet ihren Job als «Connerie» (Schweizerdeutsch), will aussteigen, sich mit dem ersparten Geld in Kamerun selbständig machen und «einen (reichen) Mann heiraten».

Madeleine Hadorn
Viera Malach

Quellen:

- Heinz G. Schmidt, «Der neue Sklavenmarkt» (Lenos-Verlag)
- Dritte-Welt-Fraueninformationszentrum Zürich
- Dokumentation «Frauen auf der Flucht»